

Johannes Fischer

Religion ohne Gott? Atheistisch glauben?

Über die Suche nach zeitgemäßen Alternativen zum Glauben an Gott

I. Die Kritik am Glauben an Gott

Kann man heute noch an einen personalen, jenseitigen, allgütigen, allwissenden und allmächtigen, von der endlichen Welt unabhängigen und als Schöpfer und Erhalter der Welt tätigen Gott¹ glauben? Es kennzeichnet die geistige Lage der Gegenwart, dass ein Ja auf diese Frage vielen Menschen als nicht mehr zeitgemäß erscheint. Die personale Gottesvorstellung ist naiver Anthropomorphismus, der Supranaturalismus ist dem Erkennen entzogen und durch Kant widerlegt, der Glaube an ein allgütiges, allwissendes und allmächtiges Wesen scheitert am Theodizeeproblem, die Autarkie Gottes ist unvereinbar mit einer wahrhaften Beziehung Gottes zu Mensch und Welt, und die Erklärung der Welt aus Gottes schöpferischem Wirken ist durch die Naturwissenschaften widerlegt. Angesichts dieser Situation versprechen Buchtitel wie „Religion ohne Gott“² oder „Atheistisch Glauben“³ eine attraktive Alternative, die Menschen anspricht, die mit der überkommenen Gottesvorstellung ihre Probleme haben, aber an der Religion festhalten wollen. Neu ist diese Situation nicht. Bereits vor rund 60 Jahren hat das Buch „Atheistisch an Gott glauben“⁴ von Dorothee Sölle große Resonanz gefunden.

Angenommen, die Einwände gegen einen solchen Glauben an Gott treffen zu. Warum hat er sich dann so lange halten können? Sind die Menschen, die seit weit mehr als zweitausend Jahren in dieser Weise geglaubt haben, darunter ein Augustin, ein Thomas von Aquin, ein Luther oder ein Calvin, naiv, unvernünftig, verblendet oder abergläubisch gewesen? Und warum soll das, was ihnen möglich war, uns Heutigen nicht mehr möglich sein? Was macht unsere geistige Situation so anders als jene, in der sie lebten? Natürlich: die Aufklärung! Das ist der Standardhinweis an dieser Stelle. Aber stimmt es denn, dass die Aufklärung einen solchen Gottesglauben widerlegt hat?

¹ Siehe zu diesem Gottesverständnis und seiner Kritik Hartmut von Sass, *Atheistisch Glauben*. Ein theologischer Essay, Berlin 2022, 27-32.

² Ronald Dworkin, *Religion ohne Gott*, Frankfurt a.M. 2014.

³ Siehe Anm. 1.

⁴ Dorothee Sölle, *Atheistisch an Gott glauben*. Beiträge zur Theologie, Olten 1968.

Man kann sich das Problem an der Theodizeefrage verdeutlichen. Nach Meinung der Kritiker scheitert der Glaube an einen allgütigen, allwissenden und allmächtigen Gott an der Realität des Bösen. Da ein solcher Gott das Böse verhindern könnte und müsste, ist die Existenz des Bösen der Beweis dafür, dass es einen solchen Gott nicht gibt und geben kann. Doch wie leicht zu sehen ist, ist das kein stichhaltiges Argument gegen den *Glauben* an einen solchen Gott. Es ist kein Widerspruch, in einer Welt, die voll des Bösen ist, an einen gütigen, allwissenden und allmächtigen Gott zu glauben. Gewiss ist ein solcher Glaube von der ständigen Frage begleitet, wie Gott das Übel in der Welt zulassen kann. Doch resultiert diese Frage gerade aus dem Glauben an einen solchen Gott, und sie bezieht von dorthin ihren Sinn. Daher wird solcher Glaube nicht dadurch widerlegt, dass der Glaubende ohne Antwort auf diese Frage bleibt. Die Hiobzählung endet nicht mit der Erkenntnis der Nichtexistenz Gottes.

Ein Widerspruch ergibt sich nur dann, wenn die Theodizeeproblematik in die sprachliche Form des *Urteils* überführt wird. Urteile sind Äußerungen, mit denen ein Anspruch auf Wahrheit für die geäußerten Sätze erhoben wird. Beim Theodizeeproblem sind dies die Urteile (1) „Es existiert ein gütiger, allwissender und allmächtiger Gott“ und (2) „Es gibt Übel bzw. Böses in der Welt“. Evident können nicht beide Urteile wahr sein, und da (2) eine zweifelsfreie Tatsache ist, muss (1) unwahr sein.

Nach diesem Muster ist die Kritik am christlichen Glauben an Gott gestrickt: Man überführt Aussagen des Glaubens in die sprachliche Form des Urteils und hat dann keine Mühe, sie *ad absurdum* zu führen. „Jenseits von Raum und Zeit existiert ein Geistwesen, das die Welt erschaffen hat und erhält und das Wachstum und Gedeihen in der Natur hervorbringt“: Evident lässt sich der Wahrheitsanspruch, der mit diesem Urteil erhoben wird, nicht einlösen. Was mit Paul Gerhards Lied „Geh aus mein Herz“ besungen wird, hält daher einer vernünftigen Überprüfung nicht stand. Deshalb, so die Schlussfolgerung, sollten wir diese Art des Glaubens verabschieden und, falls uns noch irgendwie an Glauben bzw. Religion gelegen ist, nach Alternativen Ausschau halten, sei es in Gestalt eines atheistischen Glaubens oder in Gestalt einer Religion ohne Gott.

Wie unschwer zu sehen ist, stößt diese Kritik ins Leere. Wird doch mit ihr der Glaube an Gott gar nicht getroffen. Damit, dass Urteile über Gott *ad absurdum* geführt werden, wird nicht der Glaube an Gott *ad absurdum* geführt. Denn die Sprache des Glaubens kennt gar keine Urteile. In der gesamten Bibel kommt kein einziges Urteil vor. Man muss sich hierzu vergegenwärtigen,

dass religiöser Glaube auf die Welt bezogen ist, wie sie *erlebt* wird. Ich nenne sie im Folgenden ‚Lebenswelt‘. Was wir erleben, das bringen wir in der Form der Erzählung zur Sprache. Wir erheben damit ebenfalls einen Anspruch, aber nicht, wie beim Urteil, einen Anspruch auf Wahrheit für einen geäußerten Satz, also für ein sprachliches Gebilde, sondern vielmehr einen Anspruch, der sich auf die Realität bezieht, nämlich dass es *so ist* bzw. *gewesen ist*, wie es erzählt wird.

Das religiöse Erleben ist dabei durch eine Doppelung charakterisiert: In dem, was sinnenfällig in Raum und Zeit erlebt wird, wird noch etwas anderes, den Sinnen Entzogenes erlebt, in dem zugleich die Erklärung liegt für das, was sinnenfällig erlebt wird. So wird im Erleben des Wachsens und Gedeihens der Natur die Gegenwart von Gottes Geist und schöpferischem Handeln erlebt (vgl. Psalm 104 oder EG 503). Die Vorstellung, dass Gott von einem „Jenseits“ von Raum und Zeit in die Welt hineinwirkt, kommt dadurch zustande, dass Gottes Geist in vielen sinnenfälligen Ereignissen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erlebt wird, weshalb er selbst nicht an Raum und Zeit gebunden sein kann, sondern der Sphäre des Überzeitlichen und Ewigen zugehört.

Innerhalb einer religiösen Lebenswelt ist die Nichtexistenz Gottes unvorstellbar. Bezieht sich doch hier das Wort ‚Gott‘ auf eine Wirklichkeit, die erlebt wird. Es ist m.a.W. sprachliche *Artikulation* von etwas Erlebtem. Daher macht in einer religiösen Lebenswelt der Satz „Gott gibt es nicht“ keinen Sinn. Ist er doch gleichbedeutend mit der Feststellung „Der, welchen wir erleben und ‚Gott‘ nennen, ist nichtexistent.“ Sinn kann der Satz ‚Gott existiert nicht‘ nur dann machen, wenn das Wort ‚Gott‘ nicht als Artikulation von Erleben, sondern als *Bezeichnung* fungiert. Das ist bei seiner Verwendung in Urteilen der Fall. Das Urteil „Gott existiert nicht“ ist gleichbedeutend mit dem Urteil „Das, wofür die Bezeichnung ‚Gott‘ steht, existiert nicht.“

Für Verwirrung sorgt in dieser ganzen Debatte der Begriff des *Theismus*, da er mehrdeutig verwendet wird.⁵ Besteht Theismus in einer bestimmten Gottesvorstellung, eben der Vorstellung eines personalen, jenseitigen, gütigen und allmächtigen Schöpfers und Erhalters der Welt? Oder besteht Theismus in *Urteilen*, mit denen die Existenz des so vorgestellten Gottes postuliert wird, und zwar in Entgegensetzung zu dem atheistischen Urteil, dass Gott nicht existiert? Es macht Sinn, den Begriff des Theismus auf Letzteres einzugrenzen. Die Kritik am Theismus geht dann vollkommen in Ordnung. Falsch wird es, wenn sie zugleich als Kritik an

⁵ Von Sass, Atheistisch Glauben, aaO. 25-34.

jener Gottesvorstellung vorgetragen wird und wenn aus ihr gefolgert wird, dass der *Glaube* an einen solchen Gott absurd ist, weshalb es gelte, atheistisch zu glauben. Damit wird dem christlichen Glauben unterstellt, dass er Theismus ist, d.h. im Fürwahrhalten von Urteilen besteht.

Das bisher Gesagte lässt sich in der Feststellung zusammenfassen, dass die Kritik am christlichen Glauben an Gott auf einer ontologischen Prämisse beruht, nämlich dass wirklich nur das ist, was in wahren Urteilen ausgedrückt werden kann. Da der Glauben mit dem Anspruch verbunden ist, dass die Wirklichkeit so ist, wie er glaubt, muss auch er am Maßstab dieser ontologischen Prämisse überprüft werden, indem die sprachlichen Artikulationen des Glaubens in Urteile überführt werden. Psalm 104 lässt sich dann zum Beispiel in das Urteil überführen, dass es ein Wesen jenseits von Raum und Zeit gibt, das durch seinen Geist in die Welt hineinwirkt und ursächlich für die Naturvorgänge ist. Da es für die Wahrheit dieses Urteils keinerlei Beweis gibt und da überdies die Naturwissenschaften die Naturvorgänge befriedigend in Urteilsform kausal erklären können, muss der Glaube an Gott den Schöpfer aufgegeben werden.

Diese ontologische Prämisse ist unhaltbar. Wäre sie wahr, dann wäre alles, was wir erleben, nicht wirklich, sondern bloße Illusion, da Erleben nicht in der Form des Urteils zur Sprache kommt. Empirische Urteile könnten dann gar nicht auf ihre Wahrheit oder Falschheit hin überprüft werden, weil ihre Überprüfung über das Erleben erfolgt, das narrativ artikuliert wird. Die Protokollsätze naturwissenschaftlicher Experimente bestehen in Narrativen, die festhalten, dass es so gewesen ist, wie es protokolliert ist, und durch welche die Wahrheit entsprechender Urteile bestätigt oder widerlegt wird. Das bedeutet, dass für die Erkenntnis dessen, was wirklich ist, die Lebenswelt basal ist. Wenn dies aber so ist, warum soll das dann nicht auch für die Lebenswelt des religiösen Glaubens gelten? Erklärungsbedürftig ist dann lediglich, warum wir zwar in Bezug auf die jedermann vor Augen liegende sinnenfällige Lebenswelt empirische Urteile fällen können, nicht aber Urteile in Bezug auf religiöse Lebenswelten. Warum ist es unangemessen, von Gott in der Sprache des Urteils zu sprechen?

II. *Die Problematik des Theismus*

Menschheitsgeschichtlich betrachtet ist die Sprache des Urteils erst spät entstanden. Ursprünglich ist die Welt erlebte und somit erzählte Welt. Die Sprache des Urteils kommt auf, weil es die Lebenswelt nur im Plural gibt in Gestalt einer Vielzahl von Lebenswelten. Können

Menschen Welt doch höchst unterschiedlich erleben, wozu gerade das religiöse Erleben beiträgt, und sie können dadurch tief voneinander getrennt sein. Die narrative Strukturiertheit von Lebenswelten bedeutet, dass sich die Plausibilität, der Sinn und die Bedeutung einzelner Ereignisse an ihrer kohärenten Einbettung in umfassende Narrative bemisst. Man kann sich dies im Neuen Testament zum Beispiel an den Wundern Jesu verdeutlichen, die ihre Plausibilität und ihren Sinn aus dem Ganzen der Erzählungen über Jesu Person und Wirken beziehen. Wirklichkeitserkenntnis funktioniert hier nach dem Modell der Sinnkohärenz. Wie können unter dieser Bedingung Menschen, die in verschiedenen Lebenswelten beheimatet sind, sich gleichwohl miteinander über die Wirklichkeit verständigen?

Offensichtlich brauchen sie dazu eine gemeinsame Sprache. Es kann sich dabei nicht um eine Sprache handeln, die Erleben artikuliert, da es ja gerade ihr in unterschiedliche Sinnzusammenhänge eingebundenes Erleben ist, das sie voneinander trennt. Es muss sich vielmehr um eine lebensweltübergreifende Sprache handeln, die so auf ihre lebensweltinternen Sprachen bezogen ist, dass sie das, was diese artikulieren, mit denselben Wörtern noch einmal anders, nämlich abgelöst vom Erleben zum Ausdruck bringt, indem sie es *bezeichnet* oder *beschreibt*. Alle können von ihrer Lebenswelt her an diese lebensweltübergreifende Sprache andocken, indem sie das, was diese beschreibt, in ihrer jeweiligen Lebenswelt aufsuchen und es in deren Sprache artikulieren. Dem lebensweltlichen Narrativ „Es regnet“, das artikuliert, was geschieht, entspricht in dieser gemeinsamen Sprache das Urteil „Es regnet“, das beschreibt, was geschieht. Während das Narrativ mit dem Anspruch verbunden ist, dass es so ist, wie es gesagt wird, ist das Urteil mit dem Anspruch verbunden, dass die Beschreibung ‚Regen‘ zutreffend und somit die Aussage „Es regnet“ wahr ist. Im westlichen Kulturkreis entsteht die Sprache des Urteils mit der Philosophie und Wissenschaft im Griechenland des 5. und 4. Jh. v. Chr. vor dem Hintergrund des kulturellen Zusammenwachsens des Mittelmeerraumes.

Aus dem Gesagten ergeben sich eine Reihe von Konsequenzen. *Erstens* ist die Welt, auf deren Beschreibung wir uns lebensweltübergreifend verständigen, eine *sinn- und wertneutrale Welt*. Das ergibt sich aus der Sinn- und Wertneutralität von Urteilen. Sie unterscheidet Urteile von Narrativen. Mit dem Narrativ „Er hat sich gut verhalten“ wird eine Wertung getroffen. Das entsprechende Urteil lautet „Auf sein Verhalten trifft die Beschreibung ‚gut‘ zu“ bzw. „Die Aussage ‚Er hat sich gut verhalten‘ ist wahr“. Das sind wertneutrale Feststellungen. Paradigmatisch für die sinn- und wertneutrale Welt, die aus der Sprache des Urteils resultiert, ist das wissenschaftliche Weltbild. *Zweitens* ist diese Welt eine *säkulare Welt*. Denn

lebensweltübergreifend kann man sich nur über Dinge verständigen, von denen sich alle Beteiligten innerhalb ihrer jeweiligen Lebenswelt überzeugen können. Das ist in Bezug auf die Sphäre des Ewigen, die im religiösen Erleben den Sinnen entzogen mitpräsent ist, nicht der Fall. Die Götter der Lebenswelt der einen kommen in der Lebenswelt der anderen nicht vor. So muss in der lebensweltübergreifenden Verständigung diese Sphäre ausgeklammert werden, womit nicht gesagt ist, dass es sie nicht gibt. Vielmehr kann beides problemlos nebeneinander bestehen: das Eingebundensein in eine religiöse Lebenswelt und die Teilhabe an der lebensweltübergreifenden Verständigung mit Andersglaubenden und -denkenden auf eine gemeinsame säkulare Beschreibung der Welt. *Drittens* entsteht mit der Sprache des Urteils die *Unterscheidung zwischen Wissen und Glauben*. Der Glaube bezieht seine Plausibilität aus der Sinnkohärenz von Lebenswelten, das Wissen hat seine Grundlage in der lebensweltübergreifenden Sprache des Urteils. Wie gesagt ist sie die Sprache der Philosophie und der Wissenschaft. Dass in der Bibel keine Urteile vorkommen, hat nach dem Gesagten seine Erklärung darin, dass es in ihr nicht um lebensweltübergreifende Verständigung geht. In den paulinischen Briefen, an die man hier zuerst denken mag, geht es um lebensweltinterne Verständigung zwischen Christinnen und Christen. In ihnen wird von Gott in narrativer Form geschrieben. *Viertens* folgt aus der beschriebenen Funktion von Urteilen, lebensweltübergreifende Verständigung zu ermöglichen, die Notwendigkeit der Unterscheidung zwischen *Wahrheit* und *Geltung*. Urteile, die vor dem Hintergrund der eigenen Lebenswelt als wahr erkannt werden, sind damit nicht auch schon für andere gültig in dem Sinne, dass auch sie diese Wahrheit anerkennen müssen, da sie vor dem Hintergrund ihrer Lebenswelt urteilen. Was lebensweltübergreifend gilt, muss in der Verständigung mit Andersglaubenden und -denkenden ausgelotet werden, und kann nicht aus dem, was man selbst als wahr erkennt, abgeleitet werden. Das gilt *fünftens* in besonderer Weise für den Bereich der Moral. Im Unterschied zu einem Ethos, das eine lebensweltinterne Orientierung ist – in diesem Sinne sprechen wir vom ‚christlichen Ethos‘ –, hat die Moral ihren Sitz in der lebensweltübergreifenden Verständigung in der Sprache des Urteils über die normativen Grundlagen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die Unterschiede der Lebenswelten schlagen sich dabei in unterschiedlichen moralischen Urteilen nieder. In einer lebensweltpluralen Gesellschaft beruht daher die für alle verbindliche Moral auf einem ständigen Aushandlungsprozess.

Damit kann nun die Frage beantwortet werden, warum es unangemessen ist, die sprachlichen Artikulationen einer religiösen Lebenswelt in Urteile zu transformieren. Bei einer solchen

Transformation werden die religiösen Artikulationen aus der Sinnkohärenz der Lebenswelt, der sie zugehören, herausgelöst und in sinn- und wertneutrale Beschreibungen umgewandelt, d.h. in eine Sprachform, welche zur Verständigung auf eine gemeinsame *säkulare* Welt dient. Daher haftet derartigen Urteilen von vorneherein etwas Unplausibles, ja Falsches an. Ihr religiöser Inhalt wird durch ihre sprachliche Form dementiert. Die spontane Reaktion auf ein Urteil wie „Es existiert ein jenseitiges Geistwesen, das die Welt regiert“ besteht in der Frage, wo dieses Geistwesen denn sein soll und wie man sich von dessen Existenz soll überzeugen können. Denn in der säkularen Welt des Urteils gibt es Dergleichen nicht. Die eingangs dargestellte Kritik am christlichen Glauben an Gott macht sich dieses Unplausible und Falsche von theistischen Urteilen zunutze, indem sie die Sprache des Glaubens in derartige Urteile überführt, um das, was Inhalt des Glaubens ist, *ad absurdum* zu führen. Unplausibel und falsch ist nach dem Gesagten aber auch die theistische Verteidigung des christlichen Glaubens⁶. Sie läuft auf dessen Dementierung hinaus.

III. *Wie überzeugend sind die Alternativen?*

Die herrschende Auffassung von Urteilen ist eine andere als die, welche in den vorstehenden Überlegungen entwickelt worden ist. Ihr zufolge verständigen wir uns mit Urteilen nicht über die *Beschreibung* der Wirklichkeit, sondern über die *Wirklichkeit*. Man kann die erstgenannte Auffassung *nominalistisch* nennen und von *Urteilsnominalismus* sprechen; und man kann die zweite, die herrschende Auffassung *realistisch* nennen und von *Urteilsrealismus* sprechen. Im einen Fall verständigen wir uns über die „Namen“ (lat. *nomen*), unter die wir die Dinge fassen, im anderen Fall verständigen wir uns über die Wirklichkeit, wie sie durch wahre Urteile ausgedrückt wird, d.h. über Tatsachen. Problematisch am Urteilsrealismus ist, dass er in einen Zirkel verstrickt. Denn wie erkennt man, ob ein Urteil wahr ist? Urteilsrealistisch gesehen kann man es nur daran erkennen, dass das, was es ausdrückt, Tatsache ist. Wenn andererseits Tatsachen das sind, was durch wahre Urteile ausgedrückt wird, dann müssten wir, um feststellen zu können, ob es sich um eine Tatsache handelt, schon wissen, ob das betreffende Urteil wahr ist. Beim Urteilsnominalismus gibt es einen solchen Zirkel nicht. Denn wie oben erläutert wurde, fungiert hier die Lebenswelt als Verifikationsinstanz für Urteile.

Der Alternative zwischen Urteilsnominalismus und Urteilsrealismus entsprechen zwei verschiedene Wirklichkeitsauffassungen. Geht es nach dem Urteilsnominalismus, dann gibt es einen Pluralismus von sinn- und werterfüllten *Lebenswelten*, religiösen und säkularen, in die

⁶ Holm Tetens, *Gott denken*, Stuttgart 2015.

Menschen eingebunden sind. Sie sind das, was man ‚Wirklichkeit‘ nennt. In der lebensweltübergreifenden Verständigung mit anderen Menschen auf eine gemeinsame Beschreibung der Welt lassen sich Menschen darüber hinaus auf eine sinn- und wertneutrale säkulare Welt ein, wie sie Gegenstand dieser Beschreibung ist. Es handelt sich bei ihr jedoch nicht um eine andere, zweite Wirklichkeit in Gestalt einer Tatsachenwelt. Existiert sie doch nur in dieser Beschreibung, auf die man sich lebensweltübergreifend verständigt. Ob diese Beschreibung zutreffend ist, also etwas „Wirkliches“ ausdrückt, das bemisst sich, wie gesagt, an den Lebenswelten der Beteiligten und nicht an vermeintlichen „Tatsachen“.

Geht es nach dem Urteilsrealismus, dann gibt es eine objektive *Tatsachenwelt*. Das schließt nicht aus, dass es auch Lebenswelten gibt. In diesem Fall gäbe es zwei Arten von Wirklichkeit, deren Verhältnis allerdings völlig unklar wäre. Eindeutig werden die Dinge, wenn der Urteilsrealismus sich mit der Auffassung verbindet, dass wirklich nur ist, was in der Form des Urteils ausgedrückt werden kann (bzw. dass alle Erkenntnis die Sprachform des Urteils hat). Damit werden Lebenswelten aus dem Bereich des Wirklichen (des Erkennbaren) verbannt. Es gibt dann nur die eine, sinn- und wertleere säkulare Welt der Tatsachen. Das ist die Wirklichkeitsauffassung, die in der Moderne dominant geworden ist. Weil in ihr für eine religiöse Lebenswelt kein Platz ist, hat sie Kirche und Theologie in eine tiefe Krise gestürzt.

Ein Problem dieser Wirklichkeitsauffassung ist, dass eine sinn- und wertneutrale Welt keinerlei Veranlassung gibt zu irgendeiner Handlung. Nichts darin ist erstrebenswert, nichts gut oder schlecht. Es ist die erlebte Welt, die Grund gibt zum Handeln. So erleben wir Krankheit als etwas Schlechtes und Gesundheit als etwas Gutes, und das gibt uns Grund, etwas für unsere Gesundheit zu tun, zum Beispiel indem wir regelmäßig Sport treiben. Innerhalb der Tatsachenwelt des Urteilsrealismus hingegen sind Krankheit und Gesundheit medizinisch diagnostizierbare, wertneutrale Zustände. Als solche aber begründen sie kein Handeln. Damit es in dieser Welt zum Handeln kommen kann, muss daher noch etwas hinzukommen, das Grund gibt zum Handeln.

Als Bezeichnung für dieses ‚etwas‘ kommt im 19. Jahrhundert innerhalb der Philosophie der Ausdruck ‚Wert‘ in Gebrauch. Man treibt Sport, weil man seiner Gesundheit einen Wert beimisst oder weil die Gesundheit einen Wert hat. In dieser Weise fungiert der Wertbegriff als Substitut für sinnhafte Orientierung. Er steht für den Überschuss, den die Lebenswelt gegenüber einer zur reinen Faktizität geschrumpften Tatsachenwelt aufweist. Einerseits gibt es die

Tatsachen, aus denen die Welt besteht und die ohne Sinn sind. Andererseits gibt es Werte, die dem Leben und Handeln Sinn verleihen. Man spricht dann davon, dass die Wirklichkeit aus „Tatsachen und Werten“ besteht. Nach dieser Sicht ist der Grund, die Natur zu schützen, nicht die Natur, sondern der intrinsische Wert der Natur. Der Grund, einen Menschen nicht zu erniedrigen oder zu misshandeln, ist nicht sein Menschsein, sondern der Wert, den er als Mensch hat.

Bei dieser Wirklichkeitsauffassung liegt es nahe, auch die Religion der Wertsphäre zuzuschlagen. Das geschieht in dem eingangs erwähnten Buch „Religion ohne Gott“ von Ronald Dworkin. Ausdrücklich legt Dworkin seinen Überlegungen die hier skizzierte Ontologie zugrunde, wonach die Wirklichkeit aus Tatsachen und Werten besteht. Seine zentrale These ist, dass die Religion ihren Kern in der Überzeugung von der objektiven Wirklichkeit von Werten hat.⁷ In dieser Überzeugung können sich nach seiner Sicht Gottgläubige und Atheisten treffen. Auch Letztere können hiernach zutiefst religiös sein im Sinne der Überzeugung, „dass ein inhärenter, objektiver Wert alles durchdringt, dass das Universum und seine Geschöpfe Ehrfurcht gebieten, dass das menschliche Leben einen Sinn und das Universum eine Ordnung“⁸ hat. Religion ist so begriffen nicht an den Glauben an einen personal vorgestellten Gott gebunden. Die Stossrichtung von Dworkins Überlegungen geht vielmehr dahin, „Religion und Gott auseinanderzudividieren“⁹, nicht zuletzt, um die Scharmützel zu beenden, die sich an divergierenden Gottesvorstellungen entzünden.

Innerhalb der evangelischen Theologie übt bis heute eine andere Weichenstellung großen Einfluss aus. Zwar kommt in der säkularen Tatsachenwelt des Urteilsrealismus Gott nicht vor, wohl aber der Glaube an Gott. Er ist eine unbestreitbare Tatsache. Daher ist es naheliegend, die Lebenswelt des christlichen Glaubens in die Subjektivität zu verlegen und aus ihr die subjektiv erlebte Welt des Glaubenden zu machen. In dieser Weise rückt in der Moderne der *Glauben* ins Zentrum des Verständnisses von Religion, und zwar als etwas, das in der Subjektivität lokalisiert ist, als Gefühl, als innere Einstellung, als Selbstverständnis, als ein Bestimmtsein der Existenz oder als eine bestimmte Perspektive auf die Welt.

⁷ Zur Kritik vgl. Johannes Fischer, Der Verlust der Wirklichkeitspräsenz. Zu Ronald Dworkins „Religion ohne Gott“, in: *Evangelische Theologie*, 75. Jg. (2015), 120-135.

⁸ Dworkin, Religion ohne Gott, aaO. 11.

⁹ AaO. 18.

Auf dieser Linie liegen die Überlegungen, die Hartmut von Sass in seinem Buch „Atheistisch Glauben“¹⁰ entwickelt. Auch ihnen liegt eine bestimmte Ontologie zugrunde, die dem Wirklichkeitsverständnis der Moderne entspricht, nämlich dass es *eine* Welt gibt, die aus verschiedenen Perspektiven betrachtet und beschrieben werden kann, z.B. wissenschaftlich, ästhetisch oder religiös. Atheistisch glauben heißt bei von Sass: nicht-theistisch glauben. Dem überkommenen christlichen Glauben wird unterstellt, dass er theistischer Glauben ist, der zu der einen Welt, auf die sämtliche Perspektiven und Beschreibungen bezogen sind, noch etwas hinzuaddiert hat, nämlich die Wirklichkeit Gottes. Atheistischer Glauben fügt demgegenüber der Welt nichts hinzu. Er besteht vielmehr in einer bestimmten Weise, sich auf die Welt zu beziehen. Sie wird angemessen durch die adverbiale Rede von ‚glauben‘ zum Ausdruck gebracht: „etwas glaubend/ im Glauben tun ... (modal)“¹¹. Der so verstandene Glauben schließt ein bestimmtes Sehen ein, das sich von anderen Perspektiven auf denselben Gegenstand unterscheidet: „Die *Natur* wird nicht als gewinnsteigernde Ressource angesehen, auch nicht als Gegenstand ästhetischer Betrachtung und nicht als ein naturwissenschaftlich zu überprüfender Kausalzusammenhang – sondern der Glaube sieht in ihr Gottes gute Schöpfung, die es zu bewahren gilt (Gen 1).“¹² Dieses Sehen „verdankt sich der christlichen Tradition samt ihrer Texte, Riten, Lieder, Bilder und Lehren im Kontext einer gemeinschaftlich gelebten Praxis“¹³.

Im Rahmen des modalen Glaubensverständnisses wird die Wirklichkeit, die glaubende Menschen ‚Gott‘ nennen, zu der Wirklichkeit, die im Glauben leben und die Welt im Glauben sehen lässt, also zum Beispiel als Schöpfung sehen lässt: „Gottes Wirklichkeit ist sein liebendes Wirken am Menschen.“¹⁴ Das wird unter Verweis auf Joh 4,16 und philosophisch in Aufnahme eines Gedankens von Ludwig Feuerbach begründet, wonach zwischen Gott und seinem liebenden Wirken am Menschen kein Unterschied ist, sondern beides identisch ist. „Der Hauptsatz einer atheistisch kodierte Theologie lautet demnach: Nicht *an* Gott wird geglaubt, sondern *in* Gottes Wirklichkeit wird gelebt. Gott *ist* die Wirklichkeit des Glaubens.“¹⁵

Kann dieser atheistische Umbau des Glaubens überzeugen? Oben wurde bereits die Kritik des überkommenen christlichen Glaubens als eines Theismus in Zweifel gezogen, mit der von Sass die Notwendigkeit dieses Umbaus begründet. Fragen wirft darüber hinaus das Verständnis des

¹⁰ AaO. <Anm. 1>

¹¹ Atheistisch Glauben, aaO. 42.

¹² AaO. 51.

¹³ AaO. 46.

¹⁴ AaO. 62.

¹⁵ AaO. 65.

Glaubens als ein Sehen bzw. als eine Perspektive auf die Welt auf. Es hat zur Konsequenz, dass erst „mit dem Glauben der Aspekt der Schöpfung ... zur Welt <kommt>, zumal die Welt ‚mit den Augen des Glaubens‘ betrachten gerade heißt, sie als Schöpfung wahrzunehmen.“¹⁶ Wie erwähnt, soll es die christliche Tradition mit ihren Texten und Liedern sein, die zu solchem Sehen der Welt als Schöpfung anleitet. Doch stimmt das? Leitet ein biblischer Text wie der Schöpfungpsalm 104 oder ein Lied wie EG 503 dazu an, etwas als etwas zu sehen, nämlich die Natur als Gottes gute Schöpfung? Oben war die Rede davon, dass es sich bei diesem Psalm und diesem Lied um Artikulationen von *Erleben* handelt. Die geschilderten sinnenfälligen Naturereignisse werden nicht *als* Gottes Wirken erlebt und artikuliert. Vielmehr wird *im* Erleben dieser Ereignisse Gottes Gegenwart und Wirken erlebt. Dies ist es, was durch den Psalm und das Lied artikuliert wird. Solche Bezugnahme auf Gott als eine erlebte *Realität* fällt freilich unter die Theismuskritik, weil sie der *einen* Welt, wie sie Bezugspunkt auch der nichtreligiösen, säkularen Perspektiven ist, etwas hinzufügt. Daher muss der Glauben vom Erleben gelöst und zu einem bloßen Sehen von etwas als etwas verdünnt werden.

So dreht sich letztlich alles um die Frage, was wirklich ist: die erlebte Welt bzw. Lebenswelt? Oder eine vom Erleben entkoppelte, durch die urteilende Vernunft erdachte Welt? Die Texte und Lieder der christlichen Tradition handeln von der Lebenswelt. Dworkins aus Tatsachen und Werten bestehende Wirklichkeit, in welcher die Religion der Wertsphäre zugeschlagen wird, ist eine durch die urteilende Vernunft erdachte Wirklichkeit. Die Auffassung von Sass's, dass es *eine* Welt gibt, die aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden kann, wobei der Glauben eine dieser Perspektiven ist und der atheistische Glauben den Vorzug hat, dieser einen Welt nichts hinzuzufügen, ist ebenso eine gedankliche Konstruktion. Soll die urteilende Vernunft Richter darüber sein, welches Verständnis von Glauben und von Religion der Wirklichkeit adäquat ist?

¹⁶ AaO. 92.